

MALCOLM TODD (Hrsg.), *A companion to Roman Britain*. Blackwells Companions to British History. Blackwell, London 2004. 508 Seiten, 96 Abbildungen und Zeichnungen.

In seiner Einleitung verweist der renommierte Archäologe und Althistoriker Malcolm Todd, der selbst eine Monographie zu »Roman Britain« vorgelegt hat (London³ 1999), darauf, dass seit der einst von Francis Haverfield 1905 vorgelegten Gesamtanalyse eine solche aus neuerer Zeit fehlt (S. XVIII). Als Militärprovinz mit zwei herausragenden Bauwerken – dem Hadrians- und dem Antoninus-Pius-Wall – besaß Britannien immer das Interesse der Forschung, jedoch fand die nunmehr erheblich erweiterte Kenntnis über die romano-britische Kultur nicht die gleiche Aufmerksamkeit. Die Zerstörungen historischer Stadtkerne während des Zweiten Weltkrieges bot die Möglichkeit, sich verstärkt der Stadtarchäologie zuzuwenden. Stadtsanierungen und Sondierungen auf dem flachen Land förderten die Spezialisierung der Untersuchungen und Untersuchungsmethoden. Diesen Erkenntnissen trägt das hier vorgelegte »Companion« Rechnung in Form von unterschiedlichsten Beiträgen unterschiedlichster Forscher (und Forschungsrichtungen). Das Werk ist also weniger ein Handbuch, wie es vormals Sheppard Frere (1978) und spätere Autoren vorgelegt haben (siehe etwa M. MILLETT, *The Romanization of Britain* [Cambridge 1990]; T. W. POTTER/C. JOHNS, *Roman Britain* [London 1992]; P. SALWAY, *A History of Roman Britain* [Oxford 1997]; J. WÄCHER, *The Towns of Roman Britain* [London 1995]), sondern eine eher archäologisch ausgerichtete Bestandsaufnahme.

In 23 Einzelkapiteln – beginnend mit der Frühgeschichte bis in die Spätantike – werden historische und archäologische Forschungsergebnisse geboten, wobei auch ökonomische, soziale und religiöse Aspekte behandelt sind. Jeder Beitrag schließt mit einer Bibliographie und weiterführenden Forschungshinweisen. Eine umfangreiche »allgemeine« Bibliographie (S. 460–498) sowie ein Namens- und Sachindex erschließen das Werk.

In einem Schlusskapitel (XXIV) »Rediscovery of Roman Britain« (S. 443–459) stellt Malcolm Todd auch Antiquare und Forscher seit dem 16. Jh. vor, die wesentlich zur Erforschung Britanniens im Rahmen einer eigenständigen Geschichtsentwicklung, bedingt durch die insulare Lage, beigetragen haben. Zudem versucht Todd eine geographische und thematische Ordnung zu bieten (Villas and Mosaiks, Mapping ...), so dass For-

schungsentwicklung und Forschungsbreite gleichermaßen erkennbar werden.

Das »Companion« lässt sich grosso modo als dreigeteilt charakterisieren: Beginnend mit der Darstellung eisenzeitlicher vorrömischer (Siedlungs-)Verhältnisse wendet es sich dann den Eroberungen durch Caesar, dann Claudius und Vespasian zu. Es beschäftigt sich mit der Entwicklung der Zivilisation, Ökonomie und Religion unter römischer (Militär-)Herrschaft. Im Schlussteil werden wiederum militärpolitische Gegebenheiten und Veränderungen diskutiert. Die einzelnen Beiträge greifen ineinander und ergänzen sich gegenseitig.

Es kann hier nicht der Versuch unternommen werden, jeden einzelnen Beitrag einer »critique raisonnée« zu unterziehen, doch soll eine zusammenfassende Charakteristik der Einzelbeiträge vorgenommen werden.

Barry Cunliffe stellt in »Britain and the continent: Networks of interaction« (S. 1–11) die Jahrhunderte alte Wechselbeziehung zwischen Britannien und dem Kontinent dar, natürlich auch die Handelsbeziehung, die von »local communities of sailors« getragen wurde (S. 2). Dieses Bild kann anhand von Fundmünzen in Südengland (ab ca. 150 v. Chr.) gestützt werden. Dass Stämme, die beiderseits des Kanals siedelten, ökonomische wie auch politische Beziehungen pflegten, sucht Cunliffe an der Person des Divitiacus (CAES. Gall. 2,4) zu verdeutlichen. Handelsintensivierungen vor allem entlang der Küste von Ost-Solent und West-Sussex dürften nach Cunliffe dann zur Zuwanderung belgisch-gallischer Stämme geführt haben (ebd. 5,12).

Caesars Expedition verbesserte nicht nur die Kenntnis über Britannien (ebd. 4,20): Die Handelsrouten veränderten sich, das Themsegebiet gewann an Bedeutung, und Cunliffe glaubt von da an »römische Unternehmer« in Britannien nachweisen zu können. Die Parteinahme für oder gegen Rom beeinflusste zudem die »native elites«, und Cunliffe nennt Namen von Fürsten, die Beziehungen zu Rom unterhielten. So ermöglichte die römische Politik »a common culture to develop« (S. 10) zu beiden Seiten des Kanals.

Colin Haselgrove untersucht in »Society and polity in Late Iron Age Britain« (S. 12–29) die Zuverlässigkeit literarischer Informationen und numismatischer Quellen, da weder Strabo noch Diodor oder Tacitus Britannien persönlich gekannt haben. Ihre politischen und ökonomischen Mitteilungen stammen aus zweiter Hand und lassen Zweifel an der Authentizität zu. Andererseits stellen Münzlegenden eine wichtige Quelle dar für die Onomastik der damaligen Führungsschicht (»friendly kings«, S. 14) und deren zunehmende Romanisierung. Es handelte sich zunächst um eine Agrargesellschaft mit regionaler Differenzierung, doch lassen sich, so Haselgrove, kaum Zentralorte nachweisen. Erst das Eindringen römischer Importware gibt Hinweise auf die soziale Stellung Einzelner. Beziehungen lokaler Herren zum Kontinent veränderten zudem die sozialen und kulturellen Beziehungen und verstärkten den römischen Einfluss. Deutlich wird das Entstehen von Klientelfürsten dann in der frühen julisch-claudischen Epoche.

Der Beitrag »The native elite and their funerary practices from the first century BC to Nero« (S. 30–41) von Rosalind Niblett beschäftigt sich mit den Begräbnisriten der eingeborenen Führungsschicht, wobei sie zwischen Körperbestattung und Brandgrab unterscheidet. Sie bestätigt Caesars Mitteilung (Gall. 6,19), dass für die galische Aristokratie der »act of cremation« hohe Bedeutung besaß, und erkennt eine »certain affinity« zu Grabpraktiken der Treverer (S. 37). In römischer Zeit wurde ein ritueller Verbrennungsplatz häufig durch einen römisch-keltischen Tempel gekennzeichnet.

Malcolm Todd zeigt in »The Claudian conquest and its consequences« (S. 42–59) auf, dass während der Bürgerkriege und unter Augustus das Interesse an Britannien in den Hintergrund trat, wenn auch die Handelsbeziehungen konstant blieben. Der Angriff des Claudius hingegen diente dazu, sowohl den Anspruch seit Caesar zu erneuern wie auch das Ansehen des neuen (militärisch unerfahrenen) Kaisers zu heben (so auch B. LEVICK, Claudius [London 1993]). Die Invasion erfolgte zwar entlang der gesamten Küste von Kent, die Truppenkonzentrationen fanden jedoch an der Themse statt, wobei die strategische Rolle von »London« ungeklärt bleibt. Der römische Erfolg beruhte nicht zuletzt auf der Zersplitterung einheimischer Herrschaften; Zentralengland wurde mit Forts überzogen (Karte Abb. 4.2, S. 50). Die Auswertung der Funde beweist, dass sich die Römer nunmehr militärisch fest etablierten und so Voraussetzungen für die »Romanisierung« und damit dauerhafte Einbindung Britanniens in das Imperium schufen. Dass es Rom dabei auch um die Bodenschätze ging, zeigt die Linienführung der claudischen Straßen. Britannien wurde – wie dies etwa J.-J. Hatt vormalig für die Tres Galliae formulierte – zur »Ausbeutungsprovinz«, was dann zu den von Tacitus geschilderten Aufständen führte.

In »The conquest of Wales« (S. 60–74) zeigt William Manning, dass Tacitus keine »Beherrscher« walisischer Stämme kennt, dort somit eine »less centralized society« existierte als in Ostengland (S. 62). Überfälle und Verweigerung der römischen Herrschaft führten dazu, dass um 48/49 Ostorius Scapula die vormalig in Camelodunum stationierte *legio XX* zu den Silures verlegte. Mitte der 50er Jahre wurde das bislang gewonnene Gebiet durch weitere Militärlager – Wroxeter (*XIV Gemina*), Usk (*XX Valeria*) – und die Anlage von Heerstraßen kontrolliert. Ausführlich schildert Manning Angriff und Sieg über Anglesey durch Suetonius Paulinus und sieht die vorläufige Beendigung dieser Feldzüge im Zusammenhang mit dem Boudicca-Aufstand, der die Truppen anderweitig band. Erst in flavischer Zeit (Iulius Frontinus, *Agricola*) wurde das walisische Gebiet durch Forts weitgehend gesichert (Karte Abb. 5.2); Wales blieb allerdings trotz des »Aufschwungs« von Isca Silurum eine »Militärprovinz«.

Gordon Maxell beschäftigt sich in der »Roman penetration of the North in the late first century AD« (S. 75–90) mit dem römischen Griff nach Schottland, das eine dem Süden kaum vergleichbare Sozialstruktur

besaß: Die Kontinuität von Stammesgebieten lässt sich bis über das Ende der Römerzeit hinaus verfolgen. Ein Vergleich britannischer und walisischer Kastelle mit denen von Schottland zeigt, dass letztere von Anfang an für größere »battle-groups« konzipiert waren (S. 83): Die militärisch hoch gefährdete Linie beanspruchte mehr als zwei volle Legionen mit entsprechenden Auxilia.

In »Soldier and civilian in Wales« (S. 91–113) geht Jeffrey Davies aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen der Kastelle davon aus, dass Vespasian als erster Kaiser die Unterwerfung ganz Britanniens geplant hatte. Die Militäranlagen wurden damals von der *legio XX, II Adiutrix*, der *II Augusta* sowie 25 Auxilia errichtet (S. 92), während die *legio XIV* Britannien verließ; an Schlüsselpositionen wurden zudem Hilfskastelle zur Kontrolle der Bevölkerung eingerichtet. Zwar war diese intensive Militärkontrolle relativ kurzlebig (S. 97), nicht hingegen die zivile Nutzung der damals angelegten Straßen. Davies vermutet, dass Wales mit der Hinwendung nach Schottland seine militärische Bedeutung verlor, und sieht in der Verleihung des *civitas*-Status an Siluren und Demeter eine Folge der Akzeptanz römischer Herrschaft. Die relativ ruhige Periode endete erst in der Severerzeit, als möglicherweise Truppen aus Wales an die bedrohte Rheinfront (Alemannen, Franken) verlegt werden mussten.

Die Versorgung der Legionen führte zu neuen Rodungen und zur Ansiedlung neuer Getreidearten, so dass sich Wales als Agrargebiet entwickelte. Der Abzug des Militärs musste daher zu einer massiven Krise der Landwirtschaft geführt haben. Gleiches gilt vermutlich für die Keramikindustrie, aber auch für die Blüte der Zivilsiedlungen im Schatten der Forts.

James Crow wendet sich in »The northern frontier of Britain from Trajan to Antoninus Pius: Roman builders and native Britons« (S. 114–135) der Entstehung und Funktion des Hadrian- bzw. Antoninus-Pius-Walls zu, wofür – abgesehen vom Archiv in Vindolanda – schriftliche Quellen weitgehend fehlen. Dies erschwert eine Gesamtkonzeption römischer (Militär-)Verwaltung zu erkennen: Grenzanlage oder lediglich Befestigungslinie? Crow untersucht Verlauf, Bautechnik und Gesamtkonzeption des Hadrianswalles, ausgeführt von der »II Augusta from Caerleon, XX Valeria Victrix from Chester and VI Victrix, recently arrived from lower Germany« (S. 121) und von Soldaten der Britannienflotte. Er weist hier auf vergleichende Studien der britischen und deutschen Limesforschung, vor allem was die (zivilen) Anlagen im Hinterland betrifft, und stellt den Hadrianswall als »quite clearly most exclusive frontierline the Romans ever built« vor (S. 129). Ob für den Ausbau des Palisadenwalls in Germanien/Raetien/Britannien allerdings Hadrians »highly educated and cultivated« Freunde in der Militärverwaltung verantwortlich zeichneten, mag eine interessante These sein (S. 129). Crow sieht im Hadrianswall eine echte Militärbarriere (100 m Tiefe), um die Nordstämme, die sich keiner regulären Schlacht stellten, von Überfällen abzuhalten. Der kürzere, aber stärker bemannte Antoninus-Wall hingegen

lässt darauf schließen, dass die Unterwerfung der schottischen Stämme nicht gelungen war. Nach 158 verlor er an Bedeutung, der Hadrianswall wurde erneuert

William S. Hanson stimmt in »Scotland and the northern frontier: Second to fourth centuries AD« (S. 136–161) dem von Cox genannten Datum zu, nennt jedoch keine Gründe, warum der Antoninus-Pius-Wall noch unter dem Erbauer selbst aufgegeben worden war, d. h. ob der Druck von Norden her – und im Innern des okkupierten Gebiets – zu stark wurde und/oder außer-britannische Ereignisse einen Abzug von Truppen notwendig machten. Nach Hanson war die allgemeine Entwicklung der Nordstämme hinter der »Englands« zurückgeblieben, die Beziehungen zur romano-britischen Bevölkerung und zum Militär bewirkten keine nachhaltige Romanisierung.

Michael J. Jones stellt in »Cities and urban life« (S. 162–192) Britannien ab der flavischen Epoche vor, in der sich gerade in den städtischen Siedlungen, die zu meist auch *Civitas*-Hauptorte waren, die Romanisierung am deutlichsten ausprägte. Ein Diskussionspunkt bleibt, in wieweit die einheimische Aristokratie als Befürworterin der Romanisierung angesprochen werden darf (Tac. Agr. 21). Das Weiterleben nicht weniger römischer Städte bis heute bietet der Stadtarchäologie somit gute Voraussetzungen für die Datierung und Interpretation römischer Siedlungen, da sich hier sowohl die Kontinuität als auch der Wandel sozialer, religiöser und politischer Verhältnisse zeigt. So erkennt Jones, dass hinter »town planning« vor allem »political expediency« gesucht werden muss, wobei der militärische Ursprung vieler Städte ebenfalls von Bedeutung ist (S. 175). Die Anlage von Städten (öffentliche Gebäude, Forum, Theater, Tempel) aber folgte weitgehend der »Norm« römischer Städte und diese sind – ähnlich wie in Gallien – zumindest bis in die Severerzeit trotz Ummauerung als »offen« zu charakterisieren. Die Romanisierung zeigt sich ferner in der Anlage von *villae suburbanae* und *villae rusticae*. Eine Veränderung wird erst unter Diokletian und Konstantin erkennbar, als vor allem in der Militäraristokratie der persönliche, nicht jedoch der allgemeine Wohlstand wuchs. Manche Städte verloren an Bedeutung, andere – wie London, Cirencester, Lincoln, York – behielten ihre (militärisch-verwaltungstechnische) Bedeutung, stiegen sogar zu Bischofsstädten auf. Hinsichtlich der Bautechnik wäre ein Verweis auf PANEG. 8,21,2 interessant gewesen, da nach dem Fall des Carausius unter Constantius Chlorus britannische Künstler und Steinmetzen nach Gallien »versetzt« wurden.

Miranda Aldhouse-Green ihrerseits untersucht in »Gallo-British deities and their shrines« (S. 193–219) Kulte, deren kosmologische Anfänge außerhalb der mediterranen Welt liegen. Sie erkennt rituelle Begräbnisse und Tötungen (auch Menschenopfer?) noch in der Zeit römischer Eroberung, die vielleicht als eine Reaktion auf die vordringende »Romanitas« zu werten sind. Andere – fremde – Gottheiten gelangten durch Soldaten, Händler, Reisende und Verwaltungsbeamte nach Britannien. So änderten alte Kulte teilweise ihr äußeres Er-

scheinungsbild (*interpretatio Romana*), nicht jedoch ihre kulturelle Basis und Bedeutung: »*britannitas survived ... well into late Roman Britain*« (S. 216).

Die römische Sichtweise beleuchtet Martin Henig in »Roman religion and Roman culture in Britain« (S. 220–241), der auf das Einbringen der römischen staatserhaltenden Götter – dazu gehörte auch der Kaiserkult – hinweist. Allerdings ist sein Versuch, in manchen Stiftungen Hinweise auf möglichst römisch-mediterrane Gottheiten/Götterinterpretation zu suchen, nicht immer überzeugend. Die Präsenz römischer Soldaten und Entscheidungsträger betonte zwar offizielles römisches Denken, dennoch wurden die besonderen Kräfte lokaler Gottheiten für spezielle Wirkungshoffungen (Heilung, Rettung etc.) gerne genützt. So unterscheidet auch Henig zwischen offiziellem und privatem religiösen Bereich; dies gilt vor allem für das Eindringen orientalischer Kulte, Mysterienkulte und Synkretismus über das Militär, dem häufig auch die Kaiser entstammten.

Einen interessanten Beitrag stellt »Human population: Health and disease« (S. 242–272) von Charlotte Roberts und Margaret Cox dar, Themen, die sowohl die Arbeitswelt als auch die soziale Stellung, Ernährung, Lebensbedingungen und Zivilisationskrankheiten betreffen. Sie stützen sich vor allem auf Skelettanalysen (Osteoarchäologie), um Aussagen über Ernährung, Körperwachstum und Hygiene zu gewinnen. Leider scheint es kaum möglich zu sein, einen klaren Zusammenhang zwischen Körperhygiene und der von den Römern importierten Badekultur herzustellen.

Lindsay Allason-Jones untersucht »The family in Roman Britain« (S. 273–287) und erkennt bei manchen Stämmen die Gleichstellung von Mann und Frau. Bis in das 2. Jh. lebten Großfamilien als Selbstversorger in Gehöften zusammen, erst die römische Stadtarchitektur sowie die Rekrutierung einheimischer Soldaten förderte die Einzelfamilie. Mischehen und Heirat mit Veteranen wiederum brachten zivilrechtliche Vorteile, die Nähe zur Stadt begünstigte die Geschäftsinteressen. Damit aber stellte sich sowohl die Frage nach der Umgangssprache (Latein, Mehrsprachigkeit) als auch der Götterverehrung. Allason-Jones stellt ferner die britische »Normalfamilie« (zwei Kinder) vor und untersucht anhand von Inschriften das mögliche Heiratsalter sowie »Familienprobleme« (Freude, Trauer, Verlust etc.).

Einen nicht unwichtigen Aspekt greift Alexandra Crom mit »Personal ornament« (S. 288–298) auf, das sich vor allem anhand von Grabbeigaben rekonstruieren lässt: Schmuck, Kosmetika und Devotionalien sind natürlich der wechselnden Mode unterworfen. Interessanterweise scheint der Kamm keine große Rolle in der weiblichen Haarmode (und -pflege?) gespielt zu haben.

John Peter Wild untersucht »Textiles and dress« (S. 299–308), ein wichtiger Punkt für ein Land, das keine mediterranen Temperaturen und Wetterverhältnisse kennt. So ist der Wollstoff von großer Bedeutung – wenn auch nicht als solcher im Maximaltarif Diokletians besonders hervorgehoben, es sei denn, man würde den Begriff »Atrebatiscbe Tücher« auf die Atrebat

um Silchester und nicht auf die um Arras beziehen. Erst im 3. Jh. wird zumindest bei der reichen Oberschicht das Eindringen fremdländischer Kleidung und Stoffe (Seide) erkennbar.

Der Beitrag von Michael Fulford gilt, ausgehend von Strabo (4,5,2f.), den »Economic structures« (S. 309–326). Eine interessante Anmerkung hebt den Vorteil der insularen Lage hinsichtlich des Übergreifens kontinentaler Epidemien (S. 310), z. B. der aus dem Osten unter Marc Aurel eingeschleppten »Pest« hervor. Weiterhin verweist Fulford auf Zuwanderung vom Kontinent und (gewaltsame) Landnahme (Sachsen, Franken), um die Probleme der Migrationsforschung vorzustellen. Niederlassungen, *vici* und Landstädte lassen sich zwar über *terra sigillata* datieren, ihre Bedeutung aber eher über Straßenanbindungen und Warenproduktion für die nahen Märkte (Städte, Legionslager, Forts). Handelsbeziehungen, speziell nach Nordgallien (Belgica, Germania inferior), blühten, da die Trierer Münzanstalt ebenso wie die rheinische Glasindustrie Britannien versorgte; umgekehrt exportierte Britannien den Überschuss an Eisen, Holz, Stein und Getreide. Diese Beziehungen wurden durch die Usurpation des Allectus und Carausius nur kurz gestört. Erst mit dem Rückzug des Militärs und der sinkenden Zahlungsmoral offizieller Stellen brach die Wirtschaftskraft ein. So erachtet Fulford die Schließung der Trierer Praefektur als »a very considerable blow to British landowners« (S. 324).

Die vorhergehende Studie wird vertieft durch Richard Hingley, »Rural settlement in Northern Britain« (S. 327–348), und Anthony King, »Rural settlement in Southern Britain: A regional survey« (S. 349–370), wobei ihr Augenmerk den regionalen Siedlungstypen gilt. Hingley unterteilt sein Untersuchungsgebiet in drei Zonen. Zunächst bespricht er den Nordosten, wo die einheimische Elite sich Villen errichtete, deren Ökonomie auf die benachbarten Römerstädte ausgerichtet war. Die zweite Zone wird vom Militär und dessen Bauten dominiert, wo sich deshalb große Güter und somit auch Villenanlagen nicht entwickeln konnten. In der dritten Zone, in Lowland Scotland, überwog schließlich die einheimische Siedlungs- und Produktionsform.

Im Süden, so King, herrschte der Villentyp vor, ein Zeichen römischen Einflusses; nur in Südwesten und Cornwall dominierten überkommene Bauformen (Rundbauten). Beide Formen aber erlauben keine klare ökonomische Deutung.

Annie Grant unterscheidet in »Domestic animals and their uses« (S. 371–392) den militärischen, den städtischen (»civilian«) und den »eingeborenen« Bereich für die Lebensmittelversorgung. Vor allem der Bedarf des Militärs steigerte die Produktion an Getreide, Rind- und Schweinefleisch, das Schaf blieb eher den Einheimischen. Ähnliche Verhältnisse zeigt der städtische Verbrauch, wo die Tierverwertung entsprechende Handwerksbetriebe und Handwerkstechniken begünstigte, um Frischfleisch verfügbar zu halten. Allerdings gibt Grant keine Hinweise auf eine Möglichkeit der Kühllagerung (Schnee oder Eiskeller). Der Bedarf förderte die

Massentierhaltung, so dass sich neben kleinen Höfen auch große Gutshöfe entwickelten. Die Knochenanalyse zeigt ferner, dass die Haustiere an Größe zunahmen, und Grant geht davon aus, dass bessere Futterqualität und Einkreuzungen von Importtieren dieses Resultat brachten. Geflügel spielte eher bei Opfer- und Begräbnisriten (z. B. Totenmahl) eine Rolle. Der bereits in vorrömischer Zeit beginnende Gebrauch von *garum* führte – so Grant – schließlich zu einem »development of taste«. Interessanterweise gibt Grant keine besonderen Hinweise zum Verbrauch und Transport von Muscheln, eine in anderen Provinzen recht übliche Nahrung.

Mit Pat Southern's Beitrag »The army in late Roman Britain« (S. 393–408) beginnt erneut die Hinwendung zur Militärgeschichte Britanniens, die auch mit der Endphase der Präsenz Roms verbunden ist. Der Hadrianswall wurde endgültig zur Grenzbefestigung, aus einem Großteil von Wales wurden die Truppen abgezogen. Nordbritannien unterstand einem *dux Britanniarum*, der Süden dem *comes litoris Saxoniae per Britannias*. Hinzu kam eine um 395 unter Stilicho nach Britannien gebrachte kleine Feldarmee unter dem Befehl des *comes Britanniarum*. Dokument für die militärische Belegung vor allem am Wall ist die *Notitia Dignitatum*, deren »British sections were compiled about 395« (S. 394). Große Aufmerksamkeit galt jedoch der Ostküste zwischen Brancaster und Portchester, dem Angriffspunkt sächsischer Überfälle; Schiffspatrouillen sicherten die Küste an der Irischen See. Zu diesen »Admiralen« zählte auch der spätere Usurpator Carausius, der sich der Küste Nordgalliens versichert hatte, um ein Übergreifen Roms nach Britannien am Kanal zu verhindern. Bei dieser Erklärung werden der Wunsch des Carausius nach Anerkennung als Mitregent sowie seine möglichen politischen Ziele leider nur kurz gestreift. Allectus, Nachfolger des Carausius, unterlag schließlich den Truppen des Constantius, und Southern weist darauf hin, dass an der »Endschlacht« (fast nur?) fränkische Soldtruppen beteiligt waren: »There is no firm evidence that northern troops were present« (S. 399). Dies kann natürlich auch auf der einseitigen Darstellung des Panegyrikers von 297 beruhen, der der Aktivität des »Erzpiraten« Allectus die »Treue« der Provinzialen gegenüberstellt.

Wenig erfahren wir über die Ursachen der Usurpationen (Magnentius, Maximus, Konstantin III.), die zum Abzug von Truppeneinheiten – und damit zu Landverlust – führten. Interessant wäre auch ein Blick auf das Verhalten von Veteranen gewesen: Waren diese in Britannien verblieben aus familiären oder ökonomischen Gründen oder auch auf den Kontinent gewechselt?

In »Britain in the fourth century« (S. 409–427) gibt Simon Esmonde Cleary zunächst einen Überblick über die Quellenlage sowie die bisherige Forschung, um sich dann vorsichtig kritisch den einzelnen Teilaspekten (Landwirtschaft, Siedlung, Villen, Städte, Wirtschaftsleben, Religion) zuzuwenden; diese werden dann unter dem Stichwort »Decline« noch einmal analysiert. Er erkennt einen Wechsel »from large ›industries« to small,

localized producers« (S. 414), von Einzelgehöften zu regionalen Dorfgemeinschaften und stellt die Frage, ob bei Villen immer vom »Landsitz« eines einzelnen »Aristokraten« zu sprechen ist oder es sich vielmehr um eine »Besitzergemeinschaft« handelt. In den Städten wiederum nahmen im 4. Jh. private »Residenzen« zu, öffentliche Gebäude wurden hingegen aufgegeben. Auch die Zahl der Handwerksbetriebe ging zurück. Esmonde Cleary spricht hier von einem Bedeutungswandel: Dem Zug zum Stadthaus (»private residence«) und der Kumulierung von Macht in der Hand Weniger steht ein Rückzug städtischer Repräsentanz gegenüber. Die großen und weit gestreuten Keramik- und Münzfunde des 4. Jhs. deutet er jedoch als Zeichen dafür, dass die Wirtschaft auch noch nach dem Zusammenbruch des Staates weiter funktionierte.

Bereits auf dem Konzil von Arles 314 treten britanische Bischöfe auf, ein Zeichen früher Christianisierung (geschützt von Constantius Chlorus?). Allerdings ist wie in anderen Gegenden des Imperiums auch hier die gehobene Bildung an der heidnischen Topik orientiert. Andererseits lassen (fehlende) Grabbeigaben nicht nur Christianisierung bzw. fortbestehendes Heidentum erkennen, sondern auch die Landnahme unterschiedlicher Gruppen.

Schließlich wirft Cleary die Frage auf, ob »qualitative decline« gleichgesetzt werden darf mit »systemic decline« (S. 424): »What we seem to be seeing in the second half of the fourth century is a crisis of the elite« (S. 425).

Ian Wood schließlich diskutiert in der »Final Phase« Britanniens zunächst eine mögliche chronologische Einordnung der Quellen und hält fest, dass »any history of fifth century Britain is bound to be uncertain« (S. 429). Ausgrabungen in Wroxeter und York lassen erkennen, dass das »römische« Leben auf Sparflamme bis zum letzten Drittel des 6. Jhs. andauerte, Militärbauten, etwa in Birdoswald am Hadrianswall, als Wohnstätten von Lokalfürsten genutzt wurden. In Forts und Villen entstehen Kirchen und Mönchsgemeinschaften, und die Schriften des hl. Patrick wie Gildas zeigen, dass Bildung nunmehr christlich-kirchlich dominiert war. Möglicherweise sind auch Pelagius und Faustus von Riez der »britischen« theologischen Bildung zuzurechnen; die Beweise sind unsicher, bleiben aber diskussionswürdig. Wood legt nicht zuletzt Wert auf das Aufblühen und Ausgreifen des Märtyrerkults um St. Alban. Militärisch scheint Britanniens Kraft trotz des militärischen Rückzugs des »offiziellen« Rom (= Ravenna) (vorläufig) ausgereicht zu haben, die Sachsen zurückzuschlagen. Umgekehrt bleibt zu untersuchen, welche Auswirkungen kontinentale Ereignisse (Germaneninvasion) auf Britannien hatten. Zumindest bestanden damals noch enge kirchliche Bindungen zwischen Britannien und dem Kontinent. Wood beleuchtet auch die Figur des Aurelius Ambrosius, der möglicherweise ein »British Empire beyond the authorities of Rome« geplant hatte (S. 437). Unter Verweis auf die 829 entstandene »Historia Brittonum«, die einen Zwist zwischen Ambrosius und »König-

Vortigern kennt, zeigt Wood, dass Britannien politisch gespalten war. Allerdings ist hier Vorsicht geboten, da das Werk nicht völlig frei ist von Phantasie. Auch Gildas berichtet von fünf »Königreichen«, wobei einer der Machthaber ein Abkömmling des Ambrosius gewesen sein soll. Die aufgelisteten Herrschernamen »beweisen«, dass neben Wales auch andere Teile Britanniens unter »Häuptlingen« (»warlords«) standen. Eine endgültige Trennung Britanniens vom Kontinent lässt sich nach Wood erst dann erkennen, als römische Kirchenreformen nicht mehr durchgeführt wurden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit dem »Companion« ein vorzüglicher, vor allem archäologisch ausgerichteter fundierter Forschungsbericht vorliegt, der kaum Wünsche offen lässt. Manchmal hätte man als »Kontinentaler« aber gerne erfahren, ob sich ähnliche Entwicklungen im gallisch-germanischen Raum feststellen lassen (z. B. flavische Erringung und Ordnung des Decumatlandes), ob Vergleiche mit dem unter Claudius forcierten Straßensystem in Zentral- und Nordgalien möglich sind. Auch die Frage, ob die »Kirchenentwicklung« unter Martin von Tours tatsächlich auf Klostergründungen in Britannien Einfluss hatte – seine Haltung in dieser Frage unterliegt der Diskussion –, und vor allem die Frage nach dem Stellenwert des Lateins in einem keltischsprachigen Umfeld bleiben offen. Vielleicht hätte dies ein kurzer Beitrag zur britischen Onomastik beleuchtet, um das Nebeneinander von romanisierter und einheimischer Bevölkerung zu verdeutlichen.